

(Nachdruck verboten.)

## Es lebe die Kunst!

41) Roman von E. Wiebig.

Die Couffleuse verstellte dem Direktor den Weg, gerade, als er sich beruhigt drücken wollte. Die blasse, hagere Frau — sie war in ihrer Jugend eine reizende Naive gewesen — besand sich in großer Aufregung. Sie hatte eben gehört, das Theater müsse geschlossen werden; nun hatte sie kein Engagement, die Sorge um das tägliche Brot war ihr zu Kopf gestiegen. In Todesangst klammerte sie sich an den Direktor, sie weinte, sie flehte, sie drohte und verlangte mit lauter Stimme Sicherstellung und Entschädigung.

„Aber natürlich, liebe Frau — still! — Es ist ja übrigens gar nicht davon die Rede, wir spielen — aber liebe Frau Speihahn, ich habe wirklich keine Zeit!“ Direktor Schwertfeder suchte vergebens sich zu befreien. „Durchaus keine Zeit!“

„Meine Gage — noch vom vorigen Monat!“ Die Speihahn ließ nicht locker. Mit Gewalt mußte Wadler ihr den Rock des Direktors aus den Händen winden.

„Marisch, fort in den Kasten!“ schrie er sie an. „Wenn Sie nicht parieren, Speihahn, können Sie morgen gehen, marisch!“

Und das arme Weib schlich aus alter Gewohnheit davon wie ein getreuer Hund und verkroch sich in dem engen Soffleurtasten.

Einige hatten die Speihahn gehört, ein banges Geslüster ging von Mund zu Mund. Eine allgemeine Nervosität bemächtigte sich der Darsteller. Die kleine Bremer stand kurz vor ihrem Auftreten an eine Kluffe gelehnt und weinte jämmerlich; der rote Schminkeüberzug auf ihren schmalen Wäckchen zeigte lange Streifen von den herunterrinnenden Thränen.

Selbst zu der Mascha in die verschlossene Garderobe war das Gerücht gedrungen; sie konnte mit ihrer Toilette gar nicht fertig werden.

Schoensließ nahm sich vor, dem Direktor mal ordentlich die Meinung zu sagen — hatte er sich darum die Tournee nach Amerika verschlagen? Er ging umher wie ein gereizter Löwe.

Das Publikum im Zuschauerraum wurde ungeduldig. Man sächelte sich, man wedelte mit Taschentüchern, mit den Theaterzetteln — unerhört — in dieser Bruthitze! Warum fing man denn noch nicht an? Wie ein dumpfes Grollen stieg es herauf vom Parfett, herunter von den Logen; man sah sich gereizt um, schon gelangweilt, man gähnte, man machte faule Witze.

Jetzt endlich das dritte Klingelzeichen. Endlich rauschte der Vorhang auf.

Vornübergeneigt, mit weitausegerissenen Augen starrte Ebel auf die Bühne — Gott sei dank, das erste Wort! Es leuchtete wie ein erlösender Blitzstrahl in die schwüle, bange Atmosphäre des Wartens. Eine unerhörte Angst hatte ihm das Herz zusammengeknüpft, er fühlte die drohende Ungeduld des Publikums, ohne sie recht zu sehen — er zitterte um die geliebte Frau.

Sie sah ruhig da, scheinbar teilnahmslos, als ginge sie das da auf der Bühne gar nichts an. Aber jetzt sah er's: ihre Brust hob sich unter zitternden Atemzügen, ihre Hände hatten sich krampfhaft fest umeinander geschlungen, sie bezwang sich nur äußerlich. Seine Aufmerksamkeit war geteilt zwischen ihr und der Bühne; bei jeder geringsten Bewegung, die sie machte, heftete sich sein Blick forschend auf sie — hatte sie etwas auszusehen, gefiel es ihr nicht? Aber allmählich nahm ihn die Handlung auf der Bühne mehr und mehr gefangen; er achtete weiter auf nichts anderes. Das war seine Elisabeth, die da oben sprach — verschwunden die Bretter, die Menschen, das ganze Theater — ein freier Horizont that sich weit auf, das war Geist von ihrem Geist, wie ein starker Hauch grüßte der ihn. Er hatte es beim Lesen gar nicht so empfunden — ha, das war köhn! Mit keinem Spott weg über die Kleinlichkeiten des Lebens — das brauchte sich die sogenannte Gesellschaft nicht eben hinter den Spiegel zu stecken, das war fast zu scham! Aber nun, eine große,

innige Empfindung kam zu Wort. Oh, wie das strömte, so voll, so reich, so durchglüht von heiligem Feuer. Spott, Bitterkeit, Schärfe waren verschwunden, eine große, herrliche Leidenschaft strömte aus dem Dichterherzen; sie drang zum Herzen, sie mußte zum Herzen dringen!

Aus Ebels Augen liefen heiße Thränen, so hatte er nicht mehr geweint seit seiner Kinderzeit; ein Schluchzen erschütterte ihn, er fühlte sich bis ins Innerste ergriffen, hingerissen und beseligt zugleich. Das war seine Frau, seine Elisabeth, seine Künstlerin! So hatte er sie geliebt, so hatte er sie gehaßt — nun offenbarte sie sich! Er tastete nach ihrer Hand. Da — sie zuckte zusammen — — da — —

Auf der Bühne plöbliche Stille. Alle Mitwirkenden sahen unverwandt nach einer Stelle hin; die Mascha war eben mit ausgebreiteten Armen auf die Thür zugeeilt, durch die der Bräutigam eintreten sollte — verlangend stand sie da. Er trat nicht ein. Eine Pause tödlicher Verlegenheit entstand. Vergebens krächzte der sterbende Bauer, man hörte es dem Husten an, der war hier extemporiert. Die kleine Bremer hoffte Vorbeeren der Geistesgegenwart zu ernten, sie sagte mit ihrer weinerlichen Kinderstimme: „Wo bleibt der Herr so lange?“

Stummes Spiel.  
Unruhe im Publikum.

Was war das? Wo blieb denn Schoensließ? Ebel sah seine Frau an; sie war totenbleich geworden. Was ging denn vor? Er glaubte eine Unruhe und ein Nennen hinter den Coulissen zu vernehmen — unten im Parfett, gerade dicht neben ihrer Orchesterloge, sahen zwei junge Leute, sie stießen sich an und machten impertinente Gesichter.

War ein Unglück geschehen? Es mußte doch etwas passiert sein!

Da, endlich! Der Bräutigam erschien! Wie ein Aufatmen ging es durchs Publikum; da konnte auch dem Unbeteiligten der Angstschweiß ausbrechen.

Der schöne Egbert war doch einigermaßen betroffen; das war ihm noch nie passiert, daß er die Klingel des Inspectanten überhört hatte — er hatte sich eben so sehr mit dem Direktor gezannt. Als gewandter Künstler zog er sich aus der Affaire. Einige virtuose Stückchen halfen ihm über die Verlegenheit weg. Die Mascha war wütend, die brillianteste Scene hatte er ihr gestört. Bei der Umarmung kniff sie ihn heimlich; die unterdrückte Wut gab ihrem Spiel natürliche Leidenschaft. „Ausgezeichnet!“ flüsterte man im Publikum. Sie hatte bei ihrem Abgang auf offener Scene einen Applaus.

Und jetzt — der erste Akt war zu Ende — Ebel lauschte — jetzt mußten Beifallsstürme losbrechen! Nun —? Keine Hand rührte sich. Stille. Eisestätte.

Kistemachers kamen in die Loge; sie waren ziemlich lau. „Schade,“ sagte Frau Kistemacher, „daß das passiert ist im ersten Akt, sonst war es recht hübsch.“

Und Herr Kistemacher bemerkte in tröstendem Ton: „So was kann ja immer mal vorkommen, regen Sie sich nur nicht auf, liebe Frau Ebel, im zweiten Akt klatschen wir desto mehr.“

Wenn sie nur gegangen wären! Elisabeth stand da ohne ein Wort zu erwidern und ließ Frau Julies Redeschwall über sich ergehen; diese kam vom Hundertsten ins Tausendste. Sie war gerade bei Gretchens Cenjur zu Oktober angelangt, als Ebel sich höflich an sie wandte: „Ich muß Sie schon bitten, liebe Frau Kistemacher — es ist besser, meine Frau bleibt jetzt allein.“

„Oh, aber ich — Sie irren, gerade ein bißchen Unterhaltung thut gut!“

„Das weiß ich besser!“ sagte er ungeheuer bestimmt. „Elisabeth muß allein sein.“

Wie unhöflich! Frau Kistemacher äußerte ihr Mißfallen ganz unverhohlen vor der Logenthür. „Weißt Du, Hans, ich glaube, er ist eifersüchtig auf Dich! Und gleich so empfindlich!“

Kistemacher zuckte die Achseln. „Bei halbgebildeten Leuten wirft Du immer Eifersucht und Empfindlichkeit finden!“

Nun begann der zweite Akt.  
Die Statisten standen wie die Stöcke; keiner von ihnen rührte sich. Sie erschwerten den Künstlern ihre Aufgabe. Die

Kleine Bremer war ohnehin verwirrt; Wadler hatte sie vorher gleich hinter der ersten Coullisse heruntergerissen, hatte ihre Schlagfertigkeit, auf die sie so stolz war, „vorlaute Schnabrigkeit“ genannt. Jetzt versagte ihr das Gedächtnis. Der Speihahn fränktes, heiseres Organ war ohnehin nicht gut vernehmbar, heute war es ganz dahin, überschrien und verheult.

„Lauter! Bitte lauter!“ Die Kleine ging nicht vom Souffleurkasten weg.

„Lauter! Donnerwetter, lauter!“ Schoensließ stampfte mit dem Fuß auf. Er lernte seine Rolle nie ordentlich, sondern verließ sich stets auf den Souffleur.

Die Stichworte fielen nicht richtig; eine unklare Stimmung lastete über dem ganzen zweiten Akt. — Wieder kein Beifall.

Küstemachers kamen nicht mehr in die Loge; nur Heider ließ sich sehen. Er schien unruhig, sein Blick ruhte voller Sorge auf der jungen Frau; er wollte Ebel vor die Logenthür ziehen, aber Elisabeth widerstrebte dem.

„Sagen Sie nur alles hier, was Sie zu sagen haben. Ich kann alles hören.“ —

Und nun ging das immer so weiter; langsam fühlte Ebel eine Hoffnung nach der anderen abfallen. Waren sie denn alle vom Bösen besessen?

Die Darsteller tappten unsicher in ihren Rollen herum; die Mascha riß Coullissen, Schoensließ spielte unlustig. Da war keine Einheit, kein Zusammenwirken mehr, unbarmherzig stieß jeder auf eigene Faust ein Stück des Gebäudes um. Und doch waren die Trümmer noch immer groß; Bruchstücke eines großen Talentes, so ragten sie aus dem Chaos — Ebel empfand einen unendlichen Schmerz — wer würde sie wieder aufbauen?! Sahen denn die Leute nicht, was hier zu Grunde gerichtet wurde?

Wie Hilfe suchend glitt sein Blick umher, die Angst verleiht ihm eine unheimliche Schärfe — Gesichter, Gesichter — eine unendliche Reihe von Gesichtern. Da waren gleichgültige, gelangweilte, da kritische und da — wie gebannt starrte Ebel auf die Loge in der Mitte des ersten Ranges — jetzt, jetzt lächelte der berühmte Mann, neigte sich nach rechts, nach links — die beiden Damen lächelten — Mannhardt lächelte — — —

Was war denn das komisch? Oh, es mußte doch komisch sein!

Sie lächelten alle. Und nun — wer hatte zuerst laut gelacht?! Von oben, von unten, von links, von rechts — woher kam dieses Lachen? Es schwirrte heran wie ein giftiger Pfeil, es fuhr durch die Reihen, neigte sich über die Logenbrüstungen, kletterte hinauf bis zum Kronleuchter, — auf der Galerie klang es unerböhlichen, im Parkett versteckter, in den Logen kicherte es nur. Aber dies Kichern, spitz und schrill, drang tödlich verwundend bis ins Innerste.

Elisabeth zuckte zusammen, sie bäumte sich auf, wie ins Herz getroffen. Ebel wagte nicht, sie anzusehen, er legte nur schützend den Arm um sie.

(Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Das Geheimnis der Lebensfähigkeit der diplomatischen Politik ist — das Geheimnis. Jede Dummheit erhält dadurch die Weihe des Tiefstimmigen, daß man ihr die Aufschrift: „secret“ giebt.

Gemeine Mauertwinkel verwandeln sich in allerheiligste Stätten, indem man sie einfach durch dicke Vorhänge von der anderen Welt abtrennt. Diese Portiere erscheint überall, wo das Nichts als Größe, die Niedertracht als weise, vorausschauende Thatkraft, die Thorheit als Genialität wirken sollen. Der Fegen Stoffe, der die Stimmen absperrt und den Augen des Laienvolks draußen wehrt, ist das Zaubermittel, das der Krämer-öde staatsmännischer Geschäftigkeit den Glanz und die Pracht einer erleuchteten Vorsehung verleiht. Dame Politik stolziert in der Öffentlichkeit mit schimmernden Belladonna-Augen unter gefärbten Brauen und Wimpern, mit falschen Zähnen, gestopften Hüften und pfundweis gelaustem Haar. In lästern bewundernder Andacht blickt man ihr nach, wenn sie hinter der Portiere verschwindet; aber wenn sie sich im Verschwiegenen entkleidet, graut selbst ihren Zubältern vor dieser zusammengerafften Schönheit. Ohne das Geheimnis wäre die Diplomatenpolitik ein Kinderspott und Klownspas. Wird der Vorhang gelüftet, so erscheinen die Großen der Erde kleiner als ihre Kammerdiener, und ihre schicksalsvollen Konferenzen hören sich nicht anders an wie die Unterhandlungen zwischen einem Weinreisenden und einem Kneipwirt. Entheimnist — entgöttert! Böge einer den bergenden Vor-

hang hinweg, so ginge es den Staatsmännern ebenso wie dem armen Berliner Marineprofessor, der als „von Halle“ für die kostspielige Flottenpoesie die deutschen Jünglinge begeistern durfte, um dann als ein gefährter Levy entlarvt allen Kredit einzubüßen; das herrlichste Panzerschiff sank von Stunde an zu dem Wert einer alten Hose und der Ueberbleibseln schien nur noch wie ein aufdringlicher Marinetrödler, wie ein Anreißer für Flottengeschäfte. Und dabei hat sich gar nichts eigentlich geändert, von Halle war genau der alte Levy, nur die Portiere war aufgejogen, das Geheimnis verraten. Die Nachtheit tötet.

In Rennes, wo das Opfer eines Justizverbrechens sein abgestorbenes Leben wieder zu erringen trachtet, wütht man tagelang, in ängstlicher Absperrung gegen die Öffentlichkeit, in geheimen und allergeheimsten Aktenbündeln. Sie sollen im wesentlichen Schmutzereien nach Art der Koge-Briefe enthalten. Aber es sind auch die fürchterlichsten Staatsgeheimnisse darinnen, die Früchte jener internationalen Spitzerei, durch die sich Länder gegenseitig ihre intimen Massenmordpläne erklisten. Ein Wort von diesen Akten der Spionage veröffentlicht — und der Krieg ist da! So schwedt man die Unmündigen, schreckt sie ab, die Wahrheit zu fordern, die plumpe, grobe Wahrheit. Dabei weiß aber jede Verwaltung ganz genau, was die anderen in den militärischen Geheimräthen bewahren. Jeder kennt die Schliche der übrigen, ein Heer v. Schnüßlern wird für diese unsaubere und unnütze Thätigkeit besoldet, und gleichwohl wird dem zitternden Philister eingeredet, wie von der Geheimhaltung der geheimen Dossiers das Heil der Völker abhinge. Die sittliche Verrottung und geistige Niedrigkeit, die in dem E h f t e m dieser spiegelnden Geheimpolitik liegt, ist viel jämmerlicher, viel gemeingefährlicher als alle die Verbreschen, Schurkereien und Aberglauben, die in dem Drehfusshandel aus der brodelnden Tiefe des Geheimnisses zum Entsetzen der Reiben empor getrieben sind.

Geheime Dossiers lagern nicht nur in den militärischen Amtsstuben. In allen Ressorts wird mit den sekreten Akten ein mystischer Götzendienst getrieben. Das Volk draußen erfährt nur die Wirkungen, die bewegenden Ursachen verbergen sich im Dunkel, und die freien politischen Vogeldeuter müssen durch ihr Ahnungs- und Kombinationsvermögen die Wahrheit ersetzen, die den Bürgern die von ihnen bezahlte Beamtenerschaft aus triftigen Gründen vorenthält.

Nicht nur in Frankreich regiert das geheime Dossier. Wer beispielsweise sich klar werden will, welche treibenden Momente die preussische Reichspolitik bestimmen, der muß die Schnüre von den geheimen Aktenbündeln lösen, die in den Ministerien aufgehäuft sind. Nichts ist so dunkel wie die Kreuz- und Quer Geschichte der Kanalvorlage. Warum sollte zuerst die Reise des Kaisers nach Dortmund unterbleiben? Warum schwelgten die Kanalseinde in Siegesbewußtsein? Warum wurde dann doch plötzlich die Einweihung des Dortmund-Ems-Kanals in Gegenwart des Kaisers vollzogen? Warum wurde der Finanzminister und Vizepräsident des preussischen Ministeriums am Anfang der Woche plötzlich nach Wilhelmshöhe zum Monarchen beschieden, um an ihrem Ende wegen dringender Geschäfte verhindert zu sein, der Dortmunder Kanalfest zu beizuwohnen? Das aller-geheimste Dossier im Finanzministerium würde Auskunft geben können. Selbst wir sind leider nur in der Lage, ein paar Bruchstücke aus diesem Arsenal der innersten Politik mitteilen zu können, die ein im Drehfuss-Prozeß geschulter Hintermann uns übermittelt hat.

Als Herr v. Miquel zu der Einsicht gelangt war, daß die Kanalweihe doch in Gegenwart des Kaisers stattfinden würde, putzte er melancholisch seinen schwarzen Adlerorden, und während er an die ersten Jahre seiner Ministerherrlichkeit träumend zurückdachte, erschloß er sein geheimes Dossier und zerrig sorgsam ein Bündel Briefe in winzige Stücke. Da Herr v. Miquel nichts unkommen läßt, verbrannte er die Papierfragmente nicht, sondern verkaufte sie an einen Makulaturhändler zum Einstampfen. Bei diesem ehrsamem Händler erwachte unser Hintermann eine Hand voll Schnitzel, liebt sie zusammen, und es ergab noch einige lesbare Sätze, die allerdings durch größere Lücken unterbrochen waren. Es scheint sich bei den Meinungsäußerungen, die wir nachstehend wiedergeben, um Briefe eines Grafen zu handeln, von dessen Namen allerdings nur ein halbes a und die untere Schleife eines z der Verächtung entgangen ist:

I. . . Wir vertrauen Ihnen alle . . . Bauernaufwiegler geblieben, der Sie in Ihrer Jugend waren. Wir sind, wie schon Bismard sagte, die wahren Bauern . . . Kanalvorlage ist mindestens 8 M. Zoll wert . . . Haben wir dieses Kompensationsobjekt nicht mehr, wie sollen wir PreSSION ausüben, wenn Industrierproben, die Arbeiter billig füttern möchten, gegen Brotvucherer an maßgebender Stelle Sturm laufen. . . An sich ist Kanal ungeschäftliche Spielerei. . . Aber daß sie nicht jetzt bedrückt . . . Hauptfache also: Verschleppen, verschleppen, verschleppen . . . Kennen Sie schon famosen Wig, den neulich der kleine Baron . . . Simplicissimus kann sich ver-schieden. . .

II. . . Heißen Dank, Liebster. Es geht prächtig. Auf ganzer Linie Sturm. . . Ablenken ist die einzig wirksame. Dann ist alles gewonnen. . . Notes Gespenkt immer noch am brauchbarsten. . . Reichsbote, „Kreuz-Zeitung“, Dertels Predigtblatt, auch Stimmens-Leibschmerz-Organ bewähren sich trefflich. . . Zuchthausvorlage ist Hauptfache . . . Muß täglich zweimal eingebläut werden . . . Centrum-höchst umsturzwerdächtig . . . Kanalvorlage aus den Händen

der Schwarzen empfangen, heißt sich an die Revolution verkaufen . . . Wenn das nicht zieht! . . . Lassen Sie die Marzeilaite so weiter blasen, dann haben wir gewonnen . . . In größter Dankbarkeit und bewunderndem Vertrauen Ihr Graf . . .

III. . . Es ist erreicht . . . Einweihungsfest-Rede abgesetzt . . . Hurra, hurra, hurra, aber aus ehrlichem Herzen . . . Für ewig Ihr . . .

IV. . . Was soll das heißen, mein Lieber . . . machen verdächtige Besuche . . . ernstliches Gerücht verbreitet, daß Sie zum Feinde übergehen . . . wäre nicht nur treulos, sondern auch thöricht; dem wir h l e i b e n die Stärkeren . . . Antworten Sie sofort, ich für meine Person glaube nicht Ihren Verleumdern . . .

V. . . also doch wahr! Telegramm, daß die Reise noch vor der Wiedereröffnung des Landtags stattfindet, hat auf unsere Leute wie ein Donnererschlag gewirkt. Die Feigen und Dummen sprechen von löblicher Unterwerfung. Dann sind die Handelsverträge verpachtet . . . Wer steckt aber dahinter? . . . vertrauen Ihnen nach wie vor, glauben, daß Sie Unmögliches möglich machen können . . . erwarten demonstrative Abwesenheit von Dortmund . . .

VI. . . tausend Dank . . . Ihr Fernbleiben hat uns alle wieder aufgerichtet . . . keinen Grund, den Mut sinken zu lassen . . . wollen und können nicht glauben, daß Sie unter die Räder gekommen . . . Finanzminister sterben nicht in Ueberschuffjahren . . . etwas ausbeden müssen, was die Karre wieder ins Geleis bringt . . . Denken Sie nach, wie . . .

Das sind die uns übermittelten Brieffragmente. Am interessantesten aber erscheint uns ein fast vollständiges Telegramm mit bezahlter Rückantwort, das wir aus derselben Quelle erhalten haben, und das lautet wie folgt:

— — — Kastanienväldchen.

Offizieren sofort ersten Direktorposten, 300 mille per Jahr und Lautieme. Deutsche Bank.

Die Antwort des Adressaten ist uns leider nicht zugegangen.

Joe.

### Kleines Feuilleton.

—w— Freundinnen. Der Lärm der belebten Straße klang wohl bis in die Strauchreihen des kleinen Plages hinein; aber das störte die Kinder nicht, die sich um den Sandhaufen tummelten. Sie gruben in dem von Sonnenflecken durchbrochenen Schatten, warfen einander Källe zu oder setzten sich auf das niedrige Eisengeländer neben ihre Mütter und spielten mit Puppen.

Da kamen über die mit flimmerndem Staub erfüllte Straße vier kleine Mädchen. Sie waren in jenem glücklichen Alter, wo sie noch nicht zur Schule gehen, aber schon mit großen, fragenden Augen in die Welt blicken, wo sie ihre Leidenschaften mit leicht zu durchschauender Schauspielerlei verhüllen. So, sich an den Händen haltend, eine besorgt um die andere, daß die nicht unter einen Wagen gerate, kamen sie schon den ganzen Sommer jeden schönen Tag um diese Zeit herüber auf den Platz. Sie spielten gemeinschaftlich mit ihren Källen und Grablöffeln. Da sie keine Puppen hatten, war die eine manchmal die „Mama“ und die andere ihre „Kinder“. Erste Streitigkeiten hatte es zwischen ihnen nie gegeben. War die eine verlegt worden, so kamen die andere veröhnend in belehrender Weise dazwischen. Ihre Freundschaft war bisher so klar gewesen wie ein schöner Sommertag.

Sie wollten auch heute wieder zusammen Ball spielen. Als sie auf ihren gewohnten Platz unter dem Ahornbaum kamen, fanden sie dort einen eleganten, grünen Kinderwagen mit Radelgriffen. Es sah aber kein Kind auf diesem Wagen; eine gewaltige Puppe thronte dort oben in hellen Spitzenleidern. Und neben dem Wagen stand ein Mädchen, das in noch weit herrlicheren Kleidern prangte.

Die vier Mädchen thaten wohl, als sähen sie das nicht. Die Kleine, die Tochter des Schlächtermeisters von der Ecke, hatte nie mit ihnen spielen wollen. Aber jede überraschte die andere dabei, wie sie heimlich nach der Herrlichkeit blickte. Und in eiferfüchtigem Zorn slog der Ball anstatt in die Hände der andern im Wagen über den Kopf hinweg in die Wische.

Die einsame Kleine stand neben ihrer Puppe und sah ihnen gelangweilt zu. Plötzlich rief sie: „Wollt Ihr nicht mit mir und meiner Puppe spielen?“

Und sie ließen den Ball liegen und stürzten alle nach dem Wagen . . .

Und als es Abend war und der Himmel über der Straßenöffnung in Flamme rot brante, gingen sie heim. Sie saßten sich aber nicht mehr an der Hand. Sie behüteten sich nicht mehr gegenseitig.

Mit zerkrachten Gesichtern und verwirrten Haaren schlich jede einzeln über den Damm und sah der Schlächtertochter nach, die von ihrem Kindermädchen samt ihrem Puppenstaat über die Straße getragen wurde. —

— Der Ursprung des Namens Drehsus. Der „Frankf. Z.“ wird geschrieben: Gegenwärtig, wo der Name Drehsus wieder in Aller Munde ist, wird es manche Leser interessieren, zu erfahren, auf welche Weise dieser unter den jüdischen Bewohnern Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz so viel verbreitete Name entstanden ist. Dieser Name beruht auf einem ganz kuriosen Mißverständnis. Es

war im Jahre 1555, als wieder einmal eine der so beliebten Judenverfolgungen durch mehrere Länder Deutschlands tobte. Ich weiß nicht, sollten die Kinder Israel wieder einmal Brunnen vergiftet oder das Fleisch von Christenkindern zu rituellen Zwecken verwendet oder Hostien beschmugt haben; kurz, gleichzeitig mit seinem Grenz-Nachbar und Namensvetter, dem Kurfürsten Johann II. von der Pfalz aus dem Hause Simmern, sah sich der Kurfürst und Erzbischof von Trier, Johann, früher Graf von Jülich-Burg-Grenzau, veranlaßt, die Juden aus seinem Gebiete zu vertreiben. Die Flüchtlinge aus Trier wendeten sich zum größten Teile in das benachbarte Elsaß und suchten dort neue Heimstätten. Damals führten die Juden, ihren alten Volksgebräuchen getreu, noch keine Familiennamen, während bei ihren christlichen Mitbürgern der Gebrauch erblicher Uebernamen schon seit zwei Jahrhunderten ganz allgemein geworden war. Gelangten nun also diese vertriebenen Trierer Juden irgendwo im Elsaß zur Niederlassung und erschienen sie auf den betreffenden Gemeinde-Kemtern, um sich in die besördlichen Einwohnerlisten eintragen zu lassen, so konnten sie nichts als ihre einfachen Rufnamen angeben. Die Registerführer aber setzten, um die Rubrik für den Familiennamen auszufüllen, einen Hinweis auf den Abstammungsort der Leute ein, schrieben also: Treviranus, d. h. der Mann aus Trier (lat. Treviri). Das Wort wurde freilich nicht ausgeschrieben, sondern, entsprechend dem damaligen Kanzleistil, setzte man nur die erste Silbe des Wortes und unmittelbar dahinter die Endung, etwas über die Zeile erhöht und mit zwei Querstreichlein unterzogen, also wie folgt: Treus. Aus einem sehr naheliegenden Mißverständnis ergab es sich nun bald, daß allen diesen Leuten nolens volens im Volksmunde der Familienname Trevis angehängt wurde. Nun trat noch die Volksetymologie hinzu, die in Gemeinschaft mit der Analogiebildung den größten Sprachverderber und dabei zugleich Sprachweiterbildner ausmacht. Unter Trevis konnte sich der gewöhnliche Menschenverstand nichts vorstellen; vorstellen aber muß man sich doch etwas können bei einem Namen, also ward flugs aus dem Trevis ein Drehsus gemacht, denn wenn man auch deutlich sah, daß diese Leute nicht auf drei Füßen herumliefen, so klang das Drehsus doch viel anheimelnder als das völlig unverständliche Trevis. So entstand dieser jetzt so viel genannte Name. —

— Die Technik bei den Eingeborenen in Afrika. Vor einigen Tagen wurde in die Sammlungen des Armees-Museums in Paris eine interessante Nummer einverleibt. Es ist dies ein vom französischen Marine-Zusanterie-Hauptmann Pilsbuit einem aufständischen Eingeborenen bei Silasso in Westafrika abgenommenes Gras-Gewehr, das von einem Schmiede des Ortes hergestellt worden ist. Auf die Frage des Hauptmanns, ob die Eingeborenen viele solcher Flinten besäßen, erwiderte der Neger, sie hätten vier, die nach dem Modell eines bei einem gefallenen französischen Soldaten gefundenen Gewehrs angefertigt wurden. Die Neger hatten geduldig Stück für Stück das Gewehr auseinandergenommen und ohne besondere Werkzeuge und Maschinen die Waffe fabriziert, mit der vor noch zwanzig Jahren die ganze französische Armee ausgerüstet war. Die Arbeit ist natürlich eine sehr grobe, aber es fehlt keine Schraube bis auf den Nagel, dessen Bedeutung den Schwarzen offenbar nicht einleuchtete. Vielleicht hatten sie auch wegen der darauf gravierten Ziffern angenommen, es sei eine Art Amulett mit einem der Gleichgeächtern günstigen Gebete, weshalb der mit der Ausführung der Waffe betraute Künstler sich wohl hütete, es nachzumachen. —

### Musik.

Es ist viel die Rede von einem Tiefstand oder Verfall der deutschen und von den noch lebendigen guten Ueberlieferungen der italienischen Gesangskunst. Die zahlreichen Gäste aus Italien, die jetzt den Reichtum unserer Opernbühnen vermehren, setzen das Können unserer heimischen Künstler nicht gerade ins schwächste Licht. So war es ganz besonders am letzten Freitag bei Morwiz im Schiller-Theater. Dort traten gleich zwei italienische Gäste zugleich auf: Adele Borghi und Benedetto Lucignani als Carmen und als Don José in Bizets leichtfüßiger Oper. Sie soll in Italien als erste Carmen gelten und sich bereits in außeritalienischen Gastspielen bewährt haben; er wird ebenfalls in üblicher Reklameweise empfohlen, doch für Deutschland noch als Reuling bezeichnet. Beide besitzen eine gute Stimmbildung, wenn auch ohne besonderen Glanz und mit einzelnen Mängeln; sie scheint sogar auf eine mächtige Stimmkraft zurückblicken zu können. Im Spiel war anfangs er unansprechlich, später beide von tüchtiger Darstellungskunst, beide legten das Gewicht ihres Spiels mehr auf das Innerliche und Leidende, wobei allerdings er durch Weinerlichkeit, sie durch Mangel an dem einer Carmen zuzuschreibenden Temperament störte. Natürlich wurde wieder der deutsche Text durch das Italienisch der Gäste unterbrochen.

Unter den Heimischen, die gegenüber dem Ausland den Ruhm des Inlandes wahren, seien zuerst zwei Nebenpartie-Spieler hervorgehoben: Theo Raben als der eine Schmuggler und Hedwig Ohm als das eine Zigeunermädchen; beide im Spiel und besonders im Gesang sehr lobenswert. Von den größeren Rollen wurde die des Stierkämpfers Escamillo durch Oskar von Lauppert trefflich gespielt und gesungen, ein paar kleine Quartetten abgerechnet; das Bauernmädchen Micaëla der Marie von Terzow war eine neben und zum Teil über die Carmen zu stellende Leistung, nur

wieder die Stimmfehler der Höhe ausgenommen (namentlich müßten diese Töne leichter und leiser angelegt werden, wodurch sie auch mehr würden „auf den Kopf getroffen“ werden). Orchester (unter Julius Brüwer) und Zusammenspiel (Regie: Adolf Carlhoff) waren brav, abgesehen von einigen bis zur Lächerlichkeit taft- und würdelosen Aufmärschen.

Wie bald wird die Zeit dahin sein, da ein so rühmendswerter privater Fleiß das Publikum fort und fort mit reichen Eindrücken erfreut und alles Angekündigte auch wirklich zur Zeit ausgeführt wird! Dann können wir uns wieder Unter den Linden von einer Absage zur andern hinziehen lassen — natürlich zum doppelten Preis von wegen des Weltkrieses. —

**Kulturgeschichtliches.**

kg. Wie große Bedeutung das Tabakrauchen schon im 16. Jahrhundert bei den Indianern hatte, davon legen die Ausgrabungen im Mohawkthal Zeugnis ab. Eine ganze Anzahl von alten Indianerpeifen ist dabei zu Tage gefördert worden. Ueber die interessanten Funde berichtet Dr. Beauchamps in einem Bulletin der Universität New York. Die ältesten Pfeifen waren die Thonpfeifen der Irotesen, aber daneben waren schon früh bei festlichen Gelegenheiten auch irdene Friedenspfeifen in Gebrauch. Bei den Indianern am Hudson River wurden Kupferpfeifen neben kupfernem Kochgerät gefunden. Auch in anderen amerikanischen Staaten wurden Kupfer-Utensilien ans Licht gebracht. In Massachusetts wurden erst kürzlich Pfeifen aus hartem Thon, sowie Pfeifentöpfe und Röhre aus Kupfer gefunden. Die Hurons liebten eine Pfeife, die mit menschlichen Köpfen und Armen decoriert war, oder auch Pfeifentöpfe, die von Schlangenteibern umwunden wurden. Tulumpfeifen wurden von den Petuns und Oneidas gemacht. Die Pfeifenrohre waren mit elliptischen Einschnitten bedeckt. Mit dem Tabakrauchen waren viele Gebräuche bei den Indianern verbunden. Sie betrachteten den Tabak mit ehrfurchtiger Scheu und brachten ihn den Geistern dar, die sie verehrten. An einer großen hölzernen Maske wurde ein kleiner Tabaksbeutel befestigt, um den Geist der Maske zu besänftigen. Der Tabak beruhigte Sturm und Gewitter und war im Krieg, wie im Frieden gleich unentbehrlich. Beim Ausgraben des Ginseng, Kaffeevurzel, wurde über die erste gefundene Pflanze etwas Tabak gestreut, und die Pflanze dann unberührt gelassen. Der einheimische Tabak wurde bei allen heiligen Funktionen gebraucht. In den Tagen der Tionontatie, der „Tabak-Nation“ von Kanada war diese Pflanze für jenes alte Volk eine Quelle des Wohlstands. Man berichtet aber, daß die Sorte, die bei den Delawares und Irotesen allgemein gebraucht wurde, so stark war, daß man sie niemals allein rauchen konnte, sondern nur mit den vertrockneten Blättern des Sumac oder anderen Pflanzen vermischt. Sie wird heute noch spärlich bei den Onandagas kultiviert und hier „openhewonwe“, wirklicher Tabak, genannt. Der Indianer war in der Herstellung der Pfeifen sehr geschickt. Er liebte es, die Ausschmückung des Pfeifenkopfes beim Rauchen zu betrachten. Bei den frühen Thonpfeifen war deshalb auch das auf dem Pfeifenkopf dargestellte Gesicht ihm zugekehrt. Später wurden die Gesichtszüge umgekehrt. Die Figur auf dem Pfeifenkopf wurde gewöhnlich für sich allein hergestellt und dann an der Pfeife angebracht. Man findet häufig abgebrochene, schön gearbeitete Köpfe, die ehemals als Pfeifenschmuck gedient hatten. Die Form des Pfeifenrohres ist oft sehr einfach und geschickt, wie bei der „Trompeten-Pfeife“, die sich durch anmutige Windungen auszeichnet. Die Oberfläche ist sehr sorgfältig behandelt. Die verschiedensten Farben sind verwandt. Die Pfeifen des Seneca-Stammes sehen aus, wie von schwarzem Marmor, während im Osten die helleren Farben vorwiegen. Spätere Pfeifen sind mit Tier- und Vögelläppchen geschmückt, und auf dem Rohr sind Linien und Punkte in geschickter Anordnung verteilt. Der offene, aufwärts gelehrte Nachen des Tieres bildet gewöhnlich den Pfeifenkopf. Wann die europäischen Pfeifen zuerst bei den Indianern eingeführt wurden, ist unsicher. Englische Pfeifen tauchen etwa im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts auf. Die älteren haben einen kleineren, trummelartig geformten Kopf mit den Initialen der Verfertigers der Pfeife darunter. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Ein botanisches Märchen. Unter diesem Titel schreibt Ottomar Dächsel in der „Mutter Erde“: Die Zeit der Blüte unseres gewöhnlichen Weichens *viola odorata* Märzveilchen genannt, vermutlich weil es in Ausnahmefällen auch einmal schon im März zu blühen anfängt bringt gewöhnlich in den Gartenplaudereien allerlei Zeitungen immer wieder den Hinweis, daß das massenhaft geübte Abpflücken der Blüten der Verbreitung des Weichens nichts schade, denn die Frühjahrsblüten des Weichens seien an sich unfruchtbar und erst die späteren, in den Monaten Mai bis Juli erscheinenden, verblümmerten Blümlingen lieferten Samen. So steht bekanntlich in allen Lehrbüchern der Botanik zu lesen, wenigstens ist mir eine Ausnahme nicht bekannt. Man führt auch gelegentlich diese angebliche Thatsache als eine einzigartige Naturmerkwürdigkeit an und zerbricht sich den Kopf darüber — statt diesen angeblichen Thatsachen einmal näher auf die Finger zu sehen, wobei man sich leicht von der Haltlosigkeit jener Behauptung überzeugen könnte. Auf Grund mehr als 10 jähriger Beob-

achtungen habe ich stets gefunden, daß der Bruchteil hinsichtlich ihrer Fortpflanzungsorgane verblümmeter Blüten beim Weichens um nichts größer ist als bei anderen, auch von der Botanik als fruchtbar anerkannten Pflanzen. Man findet in der Regel die halbkugelförmig gestaltete Narbe normal ausgebildet, dazu die orangefarbenen Staubblätter, welche auf ihrer Innenseite die Staubballen tragen, in schönster Ordnung, so daß man sich fragen muß, wie so solche normal ausgebildete Blüten unfruchtbar sein sollten. Sieht man sich die Mühe, etwa 3—4 Wochen nach der Blüte die Pflanze zu untersuchen, so findet man stets — vorausgesetzt, daß zur Blütezeit günstiges Wetter herrschte, so daß Insekten fliegen und die Blüten besuchen konnten, worauf das Weichens, bei der eigentümlichen Stellung seiner Staubkörper, allerdings angewiesen ist und sofern die Blüten eben nicht abgepflückt wurden — schon recht weit entwickelte Samentapseln, welche in der Regel im Juni aufspringen und ihren Samen austreuen. Freilich muß man nach ihnen suchen; da der lange dünne Stiel die schwere Kapsel nicht zu tragen vermag, krümmt er sich, die Kapsel liegt verborgen am Erdboden, meist sogar in den Erdboden gebettet, Regen und Regenwürmer besorgen das Beerdigungsgeheimnis. An solchen mit Samentapseln versehenen Pflanzen kommt es dann häufig gar nicht erst zur Entwicklung jener bekannten zweiten Generation von verblümmerten Blüten, die schwellenden Samentapseln beanspruchen den von den Wurzeln gelieferten Bildungsaft für sich. Trifft jedoch die Blütezeit in für die verschiedenen Insekten, besonders Vienenarten, welche das Weichens besüßten, unflugbare Bitterung, vernichten Menschen, oder die alles fressenden Schnecken den Frühjahrsflor des Weichens, dann bleibt ihm eben nichts übrig als — noch einmal zu blühen. Diese zweite Generation, eigentlich Nachzüglerblüten, sieht dann freilich den ersten wenig ähnlich; die steigende Luftwärme zwingt das Weichens, sich zu beilen und die Blüten nur mit dem Notwendigsten auszustatten, ohne dem äußeren Schmutz Rechnung zu tragen. Jeder Gärtner oder Gartenliebhaber weiß ja, daß das Weichens hohe Temperatur nicht verträgt, es beantwortet dieselbe stets mit vermiederten Blüten ohne die gewohnte Blumentrone . . .

**Humoristisches.**

— Nüchtern. „Du, Deine Suppe ist aber schon recht dünn — der Arzt hat mir doch eine sehr kräftige Vouillon empfohlen!“  
— „Und ich habe sie doch, lieber Mann, mit so viel Liebe gekocht!“  
— „Wozu das? Gättst Du lieber noch ein Ei mehr genommen!“ —  
— Pflückfertig. Fremder (einen schlafenden Nachtwächter aufrüttelnd): „Geda, Wächter . . .!“  
Wächter (knurrend): „Was wollen Sie . . . stören Sie mich nicht in meinem Dienst!“ —  
— Eine Frage. Wen Aliba sagte einmal: „Alles ist schon dagewesen?“ Hat er schon eine Wasserhose mit Vögelfalten (Flieg. Bl.)

**Notizen.**

— Paul Gehse soll sich bereits wieder auf dem Wege der Besserung befinden und außer Gefahr sein. —  
— „Kiwito“, eine vieraktige Komödie von Ferdinand Bonn, wird am Mittwoch, den 16. August, als Eröffnungstüd vom Neuen Theater“ aufgeführt werden. Der Verfasser wird die Hauptrolle darstellen. —  
— „Die Bettlerin vom Pont des Arts“, eine Oper von Karl Ohnesorg, ist vom Stadttheater in Stettin zur Aufführung angenommen worden. —  
— Nach einem Studium von sechs Semestern erlangte die frühere Lehrerin Vertha Kipfmüller aus Nürnberg an der Universität Heidelberg den Dokortitel cum laude. Ihre Dissertation behandelte „Iffland und seine Lustspieltechnik“. —  
— Im Künstlerhause sind von heute ab das Kolossalgemälde „Die Ermordung des Kaisers Geta“ von Hochegrosse, „Pferdemarkt in Sofia“ von J. Wesin und mehrere große Gobelins aus dem 17. und 18. Jahrhundert nach Rubens und Watteau, sowie eine Anzahl Zeichnungen und Dessigns aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kaubachs ausgestellt. —  
— „Das Milchmädchen“ von Greuze, das auf 600 000 Fr. geschätzt wird, ist dem Louvre-Museum von der verstorbenen Frau Nathaniel de Rothschild hinterlassen worden. —  
— 707 Arten lebender Pflanzen und 3600 Samenproben hat der Botanische Garten in Berlin im Jahre 1898/99 erworben. —  
— Der bisher als Reitweg benutzte Teil der Wiener Ringstraße soll in eine Allee für Radfahrer umgeändert werden. In Wien gibt es 50 000 Radfahrer. —  
— 40 000 Mark zahlte ein Musiker in Chicago für eine Violine, die Wilhelmj lange Zeit gespielt hatte. —